

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 48.

Donnerstag, 26. Februar.

1931.

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bald nimmt der Obersteward seinen Spähgang wieder auf. Kein Passagier begegnet ihm. In den Korridoren klingt bisweilen gedämpftes Geplauder der wachhabenden Stewards mit den weißbeischürzten Stewardessen, die ihnen bei Ausübung ihrer langweiligen Pflicht kollegial Gesellschaft leisten. Sonst scheint sich alles Leben der ersten Klasse in den tönendurchbrausten Konzertsaal zusammengezogen zu haben.

Doch nein — jetzt stapft ein vorsichtig gedämpfter Schritt das Promenadendeck entlang. Dort hinten am Heckende kommt eine Männergestalt geschritten. Leider zu weit entfernt, als daß sie im matten Schein der wenigen brennenden Birnen erkennbar wäre. Nun biegt sie in den rückwärtigen Treppenschacht. Wie ein witternder Jagdhund schießt Valentin Klamfsoth hinterdrein. Als er den Schacht erreicht hat, hört er nur noch die Schritte seines Opfers droben verhallen. „Er“ muß bis zum Sportdeck hinaufgestiegen sein. Was sucht „Er“ da oben? Da sind ja gar keine Kajüten . . . Einerlei — hinterdrein.

Eine gespenstische Jagd beginnt! Wie Valentin aus dem Treppenhaus aufs Sportdeck hinausleuchtet, hört er ganz deutlich die Schritte des Verfolgten das stockfinstere Deck entlang tappen. Plötzlich ist alles still. Gestäubten Haares lauscht der Jäger, ob das Wild nicht von neuem flüchtig wird . . . Kein Laut. Klamfsoth wagt sich nicht zu rühren. Sind's Minuten? Vielleicht wirklich nur ein harmloser Spaziergänger, der, unmusikalisch, das Konzert in weitem Bogen umging und jetzt hier droben irgendwo friedlich sitzt, um das ungeheuer spannende Schauspiel der herausbrausenden losmischnischen Katastrophe zu genießen . . . Das muß festzustellen sein. Schade, daß der Mond so wenig Licht gibt. Es ist rabenfinsternis hier oben. Weiter tappend rennt Klamfsoth alle Augenblicke gegen irgendein Hindernis. Da lauert tiidisch wartend Windengestelle, Kästen zur Aufbewahrung von Werkzeug und Sportinventar — jetzt prallt er gegen die Drahtwand des Tennisplatzes, nun gegen eine der Strandorblauben — sieht nicht ein Mensch darin? Nein — da hat wer seinen Mantel liegen lassen. Heute gibt's wichtigere Aufgaben als die Fürsorge für das Eigentum nachlässiger Passagiere. Mag der Infelon den Felsen in die Unendlichkeit entführen.

Valentin Klamfsoth tappt sich von einer Sitzgelegenheit zur andern. Der geheimnisvolle Verfolgte hat sich in Nichts aufgelöst.

Schweißtriefend gibt Klamfsoth jede Hoffnung auf, sein Opfer auf dem finsternen Sportdeck zu stellen. Er tappt sich zum Treppenhaus zurück, steigt langsam die Stiegen hinunter, tritt aufs Bootsdeck hinaus. Jetzt meint er plötzlich im eben verlassenen Treppenhaus Schritte zu hören. Er hastet zurück, steht gerade noch, wie eine Männergestalt durch den jenseitigen Ausgang den Schacht verläßt. Hastet hinterdrein, stürmt wieder aufs dunkle Deck hinaus. — Regungslose Stille . . .

Ein Gruseln durchschauert des treuen Mannes überreiztes Nervensystem. Planlos tappt er sich den schmalen Gang zwischen Rettungsbooten und Kabinenwand entlang. Himmel — jetzt sind die Schritte hinter ihm . . . Er wendet sich — die Schritte stuken — enteilen in

Hast. Durch das matte Licht, das der Spalt der angelehnten Tür des Schachts in die Finsternis entzündet, huscht eine Männergestalt, entschwindet um die Ecke des Kajütenaufbaus. Klamfsoth prescht wie ein Rasender hinterdrein — umsonst — wieder tiefes Schweigen. Er zieht sich zurück — nun hört er deutlich, daß — die Schritte — ihn verfolgen, ihn —

Wer ist nun eigentlich der Jäger, wer das Wild?!

Sin- und widergeschüttelt zwischen Grausen und Verfolgungsgier, steht Klamfsoth mit schlotternden Knien . . . Wie, wenn der Fin-Fitsu-Mann sich für den gestrigen Überumpelungsversuch — an ihm rächen wollte?!

Valentin Klamfsoth — du hast Frau und Kinder daheim! Kannst du's verantworten, einem Schatten nachzujagen — der vielleicht nur auf den günstigen Augenblick lauert, dich zur Straße zu bringen?!

Aber — die zwanzigtausend Mark!! Denn der da — der Unheimliche — das ist „Er“!! Kein Zweifel, das ist „Er“!!

Wenn man seinen Browning eingesteckt hätte! Aber nein — gebrauchen dürfte man ihn ja doch nicht — müßte als pflichtetruiger Beamter sich eher ohne Gegenwehr abtun lassen, als daß man — ach, unmöglich —!

Eine phantastische Vorstellung schießt dem Verstorbenen durch den Kopf. Wie, wenn das nun gar nicht „Er“ wäre — gar nicht der gesuchte Verbrecher — sondern — ein Konkurrent?!. Einer, der ebenfalls Jagd machte — und dich, Valentin Klamfsoth, für den Dieb hielt?!. Es wissen ja auch sonst noch a. erhand Leute von der Fahndungsgeschichte . . . Der Staatsanwalt — der Ministerialrat — der Mister Guttmann . . .

Diese Vorstellung ist von einer so grotesken Lächerlichkeit, daß Klamfsoth sie einen Moment als die einzige Erklärung des wahrwichtigen Abenteuers ansieht, in das er verstrickt ist.

Einerlei — so oder so — Klarheit muß werden. Opfer oder Konkurrent — ich muß ihn fassen, den Kerl — ihn sehen, Aug' in Auge!

Ein greller Blitz zerreißt in diesem Augenblick die schleppenden Wolkensehen. In seinem Schein — sieht Valentin — „Ihn“!! Zehn Schritt entfernt — hinter einem Rettungsboot versteckt — steht „Er“ —!

Valentin stürmt durch die jählings wieder eingefallene Dunkelheit auf „Ihn“ zu. Der flüchtet — seine Schritte hallen das Bootsdeck entlang — nun schluckt der ausbrechende Donner sie ein. Wie er vergrölzt, ist wieder die tiefe Stille — nur daß der Wind jetzt anfängt, mit rudartigen Griffen am Tafelwerk zu zerren. Die Meeresfläche, bisher noch immer im Bann der ungeheuren Spannung, die das All durchzieht, beginnt sich ihrer Fesseln zu entziehen.

Ich muß ihn haben, ich muß! Valentin Klamfsoth spannt letzte Energien zusammen. Er wartet auf den nächsten Blitz. Der muß ihn zum zweiten Male den Stand des Verfolgten verraten.

Da! Der ganze Himmel flammt auf. Für eine Sekunde taucht das unermüdliche Schiff aus der Schwärze, die leise schaukelnden Boote, der schmale Gang, die blinkenden Kajütenfenster — und „Er“. Hart am Eingang

des rückwärtigen Treppenschachts. Die Schirmmütze beschattet das Gesicht — aus der Finsternis blüht nur ein grelles Lichtpünktchen auf: das spiegelnde Monokel!!

Ran an den Feind! Der verschwindet im Treppenschacht... Valentin hinterdrein. In der Hast verfehlt er die Richtung — mit dröhnendem Klack prasselt sein Schädel gegen ein Rettungsboot — er taumelt — stürzt — im Verlöschen fühlt er, wie eine derb zugreifende Hand ihn im Rücken packt:

„Have I got you at last, damned rogue?!“

13.

„Heller schallend,
mich umwallend,
sind es Wellen
sanfter Lüfte?
Sind es Wogen
wonniger Düfte?“

Hochauferichtet ragt sie neben dem brausenden Flügel — „der Erde schönste Königsbraut...“

Das ist keine Frau aus Fleisch und Blut — das ist die menschgewordene Schönheit, die weibgewordene Liebe selbst.

Und dieses Instrument — kein Pianoforte — aus seinen Saiten, unter Ignaz Richters Riesen Händen, braust ein ganzes Orchester.

Dimitri Wassiljewitsch, der nach all seinen Triumphen bescheiden bei Seite sah — mitten in die anschwellenden Klänge letzter Entrückung ist er leise wieder zum Instrument getreten, hat die Geige ans Kinn gedrückt. In meisterlicher Improvisation umrankt sein Spiel das immer mächtiger aufstrebende Tongebäude, das Richters Kunst wie eine ragende Grabkapelle über Joldes Versinken webt.

Siegreich aufjubilend entschwebt Ellen Winterfelds Stimme der wogenden Tönebrandung — schwillt noch einmal zu seliger Schicksalsbejahung:

„In dem wogenden Schwall,
in dem tönenden Schall,
in des Welt-Atems
webenden All —“

— und nun hebt sie sich immer höher, immer entrückter, löst sich auf in allumarmenden, versöhnenden, tröstenden, erlösenden Klängen:

„ertrinken,
versinken —
unbewußt,
höchste Lust!“

Frau Ellen steht sekundenlang regungslos. Regungslos sitzen die Hörer.

Als hätte die Natur bisher den Atem angehalten, flammt in diesem Augenblick von draußen der erste grelle Blitz. In den aufbrandenden Beifall der Gemeinde tragen die rollenden Salven des entfesselten Unwetters.

„Bravo! Bravo! Bravo!“

Der „Diebestob“ war schon außerprogrammatische Zugabe. Die Gäste wollen noch eine weitere erzwingen. Sie toben. Alles bleibt sitzen, applaudiert, trampelt, brüllt.

Schon sehen die Konzertgeber einander mit dem bekannten verschämten Lächeln an: Die lassen scheint's nicht locker — wollen wir?

Da tritt der Kapitän an Frau Ellen heran:

„So schön es wäre — lassen wir's genug sein. Der Unwetter kann jeden Augenblick losbrechen.“

Die drei Kunstgenossen schauen ihn verblüfft an. Da hätten wir ja mehr Glück als Verstand gehabt“, lacht Ignaz Richter.

„Ich hab' auf Kohlen gegessen“, bekennt der Kapitän. „Meine Herrschaften“, spricht er laut in die erregte Menge, die sich noch immer ihre Zugabe zu erkämpfen hofft, „ich empfehle denjenigen unter Ihnen, die nicht vollkommen seefest sind, sofort die Rabine aufzusuchen. Wir nähern uns einem barometrischen Minimum, es dürfte etwas unruhig werden.“

Der Beifall ist erstorben. Einige Herzhafte, einige völlig Hingerissene nehmen ihn noch einmal auf. Zum letzten Male verneigen sich die Spender des unvergleichlichen Festes. Dann strömt alles den Saaltüren zu. Die aufbrausende Erregung verflucht die abflauende.

Dennoch werden die Künstler umringt — von den Fahrtgenossen, die ihnen am nächsten gekommen sind — von einer Schar echter Enthusiasten. Die Begeisterung schlägt über den glühenden Köpfen der Gefeierten zusammen. Die einen bringen Blüten, die anderen erbitten Autogramme.

Missis Rahel hat sich am Blumenstalter zwei wunderbare Gardenien reservieren lassen. Die eine heftet sie nun ihrem Freund ins Knopfloch. Ihre dunklen Augen strahlen besinnungslose Huldigung, weltvergessene Hingabe. Auch der bescheiden strahlende Geiger soll seinen Schmuck bekommen, da —

Alles fährt zusammen. Ein Blitz flammt auf, dessen jäh blitzendes Weiß das stille gelbe Glühen der Birnen übergreift. Zu gleicher Zeit brüllt der Donner los. Stürzt der Himmel ein? Schmetternd die Fanfaren des jüngsten Tages?

Der Parkettboden, eben noch sicherer Grund eines Festes, das schon durch die leiseste Schwankung um seinen letzten Glanz gebracht worden wäre, neigt sich in tollem Absturz nach Steuerbord. Ein Wassersturz prasselt wider die Scheiben, als hätte ein riesiges Meerungeheuer ein Maul voll Ozean dem Schiff entgegengespien. Künstler und Enthusiasten purzeln durcheinander, jeder sucht Halt, wo er ihn findet, Stühle stürzen um. Ein allgemeines Flüchten hebt an. Ignaz Richter, eben noch ganz „Fürst im Reiche der Töne“, klammert sich achsahel an den Felsen Jens Mertens. Der muß gleichzeitig der taumelnden Mexitanerin einen Halt gewähren. Missis Rahel, just im Begriff, Dimitri Wassiljewitschs abgewetzten Gradaußschlag zu schmücken, wird widerstandslos dem glückbetäubten Jüngling an die Brust geschleudert. Neben Ellen Winterfeld ist plötzlich Baron Wilczek aufgetaucht. Er bietet ihr stumm den Arm. In seinen Augen glüht grenzenlose Bewunderung, eifern gebändigte Sehnsucht, hoffnungsloser Verzicht: Wer bin ich — neben Dir?!

„Darf ich Sie zu Ihrer Kabine bringen, gnädige Frau?“

„Mich — bringen?“, lachte Ellen. „Nicht nötig, lieber Freund. Ich glaube, ich bin seefest. Hab's zwar nie ausprobiert — aber ich denke, das hat man im Gefühl. Und Sie?“

„Wer Verdun und die Somme hinter sich hat, dem kann das bißchen Naturtheater nicht imponieren.“

„Herrlich“, strahlt die Frau. „Also gehen Sie, geschwind, holen Sie sich Mütze und Regenmantel, ich geh' auch und ziehe mich um. Sie holen mich vor meiner Kabine ab, wir steigen aufs Sportdeck, suchen uns ein trockenes Plätzchen — und lassen uns von den Elementen was vortanzen.“

Das mächtige Schiff, eben noch ein unerschütterlicher Bezwingen des Ozeans, ist plötzlich sein wehrloses Opfer geworden. In rasendem Anprall unsichtbarer, unbegreiflicher Kräfte, die mit ihm Fangball spielen, ist kein Rhythmus, keine Richtung. Der Parkettboden des Saales, die Linoleumpfade der Korridore heben und senken sich unter den Füßen der Flüchtenden, als schlügen die Planeten selber regellose Wellen.

Die Tapferen lachen des Tobens der Elemente. Emerentia O'Donnell, die rassistige Irin, braucht keine Stütze. Im Gegenteil: sie selber muß Stütze sein. Theodor Stephann, der dröhnenden, klirrenden Wortes und sieghaften Blickes so manchen jugendtrohigen Helden personifizierte, vom trink- und schwertfrohen Prinzen Heinz bis zum leuchtenden Frauenbezwiner Yponel und zu Shaws schnoddrigem Britannicus — er hängt wie ein nasser Lappen im Arm seiner stämmigen Freundin, läßt sich von ihr wie ein frantes Bübchen zu Bett bringen...

(Fortsetzung folgt.)

Erstes Frühlingshoffen.

Rings überall noch Schnee und Eis,
Und doch beginnt schon zaghaft leis
Ein Vögelchen sein Lied zu pfeifen.
— Die Tannen können's nicht begreifen
Und haben, als sie müd erwacht,
Den Säger gründlich ausgelacht.
Sie machen scheltend den Versuch,
Das warme, weiße Umschlag Tuch
Aus Schnee sich fester umzuknüpfen.
„Laß hier dein Pfeifen und dein Hüpfen,
Der Frühling ist noch fern und weit,
Spar dir dein Lied für bessere Zeit!“

Ihr Tannen, hört im weiten Wald,
Der Frühling kommt, und er kommt bald,
Denn der, der froh ist, fühlt und weiß
Vom Frühling auch bei Schnee und Eis!“
Grete Migeod.

Das zweite Gesicht Eduard Mörikes

Das war am Abend seines siebzigsten Geburtstages. Vormittags hatten seine Schülerinnen vom Stuttgarter Katharinensift Blumen und Rheinwein gebracht, die Schillerstiftung hatte einen Gratulanten geschickt, Bekannte und Verehrer des Dichters waren in dem stillen Haus erschienen, als letzter Friedrich Vischer, der dem vereinsamten alten Manne bis zum späten Nachmittag Gesellschaft leistete.

Als er sich mit den besten Wünschen für den siebzigsten Geburtstag verabschiedet hatte, klopfte Mörike seine Pfeife und setzte sich in den Lehnstuhl. Sein Ehrentag hatte ihn zwar reichlich müde gemacht, aber er war in dieser Dämmerstunde selbst am zufrieden. Alle Freudlosigkeit und Verbitterung der letzten Jahre, die Trennung von einer geliebten Frau, der Tod guter Freunde, alles Mißgeschick seines entbehrungsreichen Lebens schien ihm jetzt leichter und es war ihm, als ob mit diesem siebzigsten Geburtstag eine Wende gekommen sei, die den Rest seines Erdenlebens freundlich verklärte und ihm die Ruhe brachte, um die er jahrelang vergebens kämpfte.

Er hörte in seiner Versunkenheit die Magd draußen in der Küche hantieren, vernahm die Stimme seiner alten Schwester Klara, die ihm den Haushalt führte und hörte seinen Fido bellen, aber zugleich mit diesen vertrauten Geräuschen hörte er jetzt ferne Musik.

Er horchte aufmerksam und verwundert, denn im Haus befand sich kein Klavier, niemand spielte ein Instrument und trotzdem vernahm er diese räthelhafte Musik die nur allmählich deutlicher wurde:

Es war ein Bachchoral, der wie von einer nahen Orgel klang. Mörike stand trotz seiner Müdigkeit auf und öffnete das Fenster, aber die dunkle Gasse war menschenleer und auch von der nächsten Kirche konnte das Orgelspiel nicht kommen, denn sie war etliche Straßenzüge weit entfernt und an dem ruhigen Herbstabend war kein Lusthauch zu spüren, der die Musik herübergetragen hätte.

Der alte Mann schüttelte verwundert den Kopf und wollte in das Zimmer zurücktreten, um seine Schwester zu rufen, blieb aber in jäher Bestürzung plötzlich wie erstarrt stehen:

Bei der Türe, kaum fünf Schritte entfernt, sah er sich selbst!

Es war keine Täuschung, der weißhaarige Mann mit schwarzen Sonntagsschuh war er selbst und neben ihm stand Margarete, seine Frau, die seit Jahren getrennt von ihm in Mergentheim lebte. Sie trug ein dunkles Kleid und einen grauen Reifschleier und schien ebenso wie sein Doppelgänger nach der Musik zu horchen. Dann öffnete sie die Türe und beide verließen das Zimmer.

Mörike, der sein ganzes Leben nie abergläubisch gewesen war, hielt die Vision für eine Folge des schweren Weines, von dem er mit Vischer einige Gläser getrunken hatte, aber er hörte noch immer die Musik und als gleich darauf seine Schwester eintrat, um den Tisch für das Abendbrot zu decken, fragte er atemlos und fast vor Erregung:

„Wo spielt hier eine Orgel?“

Sie sah ihn erschrocken an, horchte, zuckte die Schulter.

„Ich höre keine Orgel! Du träumst wohl?“

Da er hartnäckig bei seiner Behauptung blieb, rief sie die Magd in das Zimmer, die ebenfalls keine Musik vernahm.

Mörike gab auf die weiteren angstvollen Fragen der beiden Frauen keine Antwort, sondern senkte den Kopf und horchte. Das Orgelspiel wurde jetzt ferner. Immer ferner. Als es ganz verklungen war, nahm er seine Pfeife, brannte sie an, ging einige Male im Zimmer auf und ab und sagte dann ruhig:

„Ich weiß, was das bedeutet! Denn ich habe nicht nur meinen Sterbchoral gehört, ich habe mich auch selbst gesehen. Mich und Margarete, dort, bei der Türe!“

Die Magd ichtung entsteht ein Kreuz, als er die beiden Er-

scheinungen beschrieb, seine Schwester verfuhrte, ihm die Erscheinung als harmloses Phantasiegebilde darzustellen, aber er strich ihr über das Haar und sagte bestimmt:

„Das war mein letzter Geburtstag!“

Am Mittag des 4. Juni 1875 hielt ein bestaubter Wagen vor dem Haus, in dem Mörike mit dem Tod rang. Eine verhärmte Frau stieg aus, sie trug ein dunkles Kleid und einen grauen Reifschleier und lief durch den Garten. Als sie in das verdunkelte Schlafzimmer Mörikes trat, nickte er ihr freudig entgegen und sagte leise:

„Ich wußte, daß du noch zur rechten Zeit kommen wirst!“

Zwei Tage später gab ihm ein Bachchoral das Geleit in die Ewigkeit. —
Vollmar Fro.

Bitte um Gestattung eines Briefwechsels.

Benutzen Sie einen Liebesbriefsteller?

Bitte um Gestattung eines Briefwechsels. Das mag kein schönes Deutsch sein, ich entnehme es aber dem „Neuesten Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlecht“. Beiderlei Geschlechts? Das ist doch wohl selbstverständlich, denn was sollten die armen Männer machen, wenn die Mädchen ihnen nicht antworteten? Die Zahl der jährlich in Deutschland vertauften Exemplare von Liebesbriefstellern soll mehrere hunderttausend betragen, und das ist zu verstehen, wenn man diese Heftchen durchliest, denn es wird allerlei in ihnen geboten. Ich habe mir das neueste zugelegt und hoffe es auch bald benutzen zu können. „Die Künste, durch eine siegreiche Liebeskorrespondenz Eroberungen zu machen“, steht auf dem Titelblatt, auf dem ein Amor nach zwei schneidenden Tauben schießt. Mehr kann man nicht verlangen. Es ist für alles gesorgt. Zuerst muß man mal eine Bekanntschaft machen. Man schlägt Seite eins auf und findet: „Nehmen Sie es nicht für eine gewöhnliche Artigkeit, wenn ich Ihnen bezeuge, daß Ihr sitzames, lebenswürdiges Wesen mein Herz mit Achtung und Sehnsucht nach Ihrer Bekanntschaft erfüllt hat.“ Ein Zaghafter kann auch schreiben: „Ich würde mich allmächtig schämen, wenn Ihre verehrten Eltern mir gestatten würden, Sie des öfteren in Ihrem Haus besuchen zu dürfen, und ich bitte Sie, verehrtes Fräulein, ihnen meine Bitte vorzutragen.“ Noch zaghafter gehts wohl nicht? O doch! „Wenn Sie nur eine Ahnung hätten, mit wie schmerzlichen Gefühlen ich daran denke, daß ich Sie nicht täglich sehen kann, dann werden Sie meine Bitte, bisweilen an Sie schreiben zu dürfen, sicherlich nicht abschlagen.“

Man kann auch einer abschlägigen Antwort etwas vorbeugen, indem man Seite 33 aufschlägt: „Zürnen Sie nicht, himmlisches Mädchen, daß ich Ihnen mit meinen Klagen beschwerlich falle. Und doch bin ich zu meiner eigenen Rettung gezwungen, Ihre Geduld und Ihre Güte in Anspruch zu nehmen.“ Wer könnte da widerstehen? Manches Mädchen tut es doch. Bekommt ein Jüngling einen Brief, der mit den Worten beginnt: „Mein Herr! Ich kann es nicht leugnen, daß mir Ihr freundlicher Umgang viel Freude gemacht hat“, dann weiß er, hier ist nicht viel zu machen. Gehts aber los: „Verzeihen Sie! Mit Genehmigung meiner Eltern teile ich Ihnen mit, . . .“, dann ist die Sache richtig. Will sich ein Mädchen drücken, ohne den Mann zu kränken, dann findet auch sie eine passende Stelle, etwa so: „Die Wahl meiner lieben Eltern hat mir einen Mann bestimmt, der jeden näheren Umgang mit einem anderen Mann verbietet.“ Hat sie nicht nötig, ihre Eltern zu fragen, kann sie vielleicht eine ausagende Antwort wählen: „Ich glaube gern an die Aufrichtigkeit und Innigkeit Ihrer Liebe und bin daher nicht abgeneigt, Ihnen weitere Zugeständnisse zu bewilligen.“

Schon gesagt! Oder geschrieben! Der Liebesbriefsteller ist für . . . te, die daran glauben, was sie schreiben, die sich nur nicht richtig ausdrücken können. Noch heute soll es Männer geben, die an Hand dieser Bücher schreiben: „Sümmliche Sulda! Es ist mir unmöglich, dem Drang meines Herzens länger zu widerstehen. Ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben. Nur Sie können die Erde zum Paradiese für mich machen, und ohne Sie wäre mir das Leben eine Last.“ Junge Mädchen, für die sich ein erheblich älterer Herr bewirbt, finden auf Seite 13 die wahrhaft köstlichen Worte: „Die väterlichen Gefinnungen, die aus Ihrem Antrag leuchten, bestimmen mich, auf der Stelle Ihren Antrag anzunehmen.“

Wer sich für eine Witwe interessiert, mag ihr Herz gewinnen, indem er ihr die Zeilen verleiht: „Gehorsam und Barmherzigkeit lieben Sie einen Bund schließen, den der Tod Ihres Gatten wieder zerrissen hat. Sechs Jahre Ihres Lebens opferten Sie, um die Verdien eines grämlichen Greises zu mildern.“ Ist der Bewerber Witwer, so ist die Sache auch nicht so schlimm. Unter dem Titel „Antrag eines Wit-

wers an eine Witwe", findet er, was er braucht: „Können Sie sich entschließen, meinem Sohne eine liebende, sorgsame Mutter zu werden, so verspreche ich Ihnen, Ihren beiden Töchtern ein liebender Vater zu sein". Man könnte einwenden, daß sich das alles auch mündlich erledigen ließe, doch ein Liebesbriefsteller („Nicht ohne Jagen erregte ich die Feder, um Ihnen schriftlich mitzuteilen, was mündlich aussprechen mir so schwer fällt"), ist eben für Leute geschaffen, die an unüberwindlicher Schüchternheit leiden.

Manche Mädchen lesen gern gefühlvolle Sätze. Auch ihnen kann geholfen werden, denn ihr Geliebter wird bestimmt auf Seite 38 stoßen und dann also von sich hören lassen: „Sollte ich einst von Ihnen getrennt werden, o, so können Sie glauben, daß meinen Augen Tränen entströmen und daß ich dem Winde Ihren Namen nenne, damit er ihn zu Ihnen trage". Wer dagegen glaubt, mit Leidenschaft etwas ausdrücken zu können, der sehe nach unter „Stürmischer Liebesantrag". Das ist das Rechte für ihn.

„Angebetete Theres! Vergessen Sie mir meine Kühnheit! Haben Sie Mitleid mit meinem Zustand! Die Gewalt reißt mich fort. Ihr Bild verläßt mich nie. Von Schmerz niedergebogen, blaß, krank, mir selbst unkenntlich, wandle ich still den Weg aller heimlich Leidenden, finde nirgends Ruhe für mein Herz. O Theres! Auf den Knien bitte ich Sie. Nur ein einziges Wort zu meiner Ruhe, und ich will nicht mehr klagen. Nur ein mitleidiger Blick Ihrer sanften Augen, und ich bin zufrieden. Morgen ist der entscheidende Tag, der mich zum glücklichsten oder unglücklichsten aller Sterblichen macht."

Aber man kann auch solche Leute los werden, wie die „Antwort an einen zudringlichen Liebhaber" zeigt: „Mein Herr! Ich bedauere die Mühe, die Sie sich mit mir geben. Mein Geschmack ist zu gut, als daß Ihr Umgang mir Vergnügen machen könnte. Ehedem waren Sie mir gleichgültig, jetzt muß ich bekennen, daß Sie anfangen, mir lästig zu werden. Sie sehen, wie offenherzig ich bin. Leben Sie wohl! Theres!"

Das nennt man eine kalte Dusche! Andere Mädchen können auch anders. Man höre: „Innigst Geliebter! Sie lieben mich! Sie lieben mich wirklich! Es ist kein Traum! Nein, Ihre liebe Hand versichert es mir selbst! O, wie bin ich glücklich!" Der junge Mann wird alsdann Bescheid wissen. Blättert man weiter, so stößt man auf den Brief eines halbverzweiferten Liebhabers, auf eine Liebesversicherung an einen ängstlichen Verehrer, auf Briefe mit Vorwürfen, auf Briefe zum Geburtstag (mit einem Geschenk zu überreichen) auf Liebesbriefe für Mädchen und schließlich auf Gedichte zur Auswahl. Etwa so:

Himmliches Mädchen, Du Engelsgezicht!
Es gibt im Städtchen ein schöneres nicht.
Hab Dir ins Auge, das lieblicher blaut
Aus Himmelsbläue, zu tief 'nein geschaut.

Auch der alte Friedrich Rückert wird bemüht, aber er hat sich nicht sehr angestrengt. Umso mehr der Verfasser, der zum Schluß den Reim findet:

Es wogt die Brust in Freud und Schmerzen,
Nur eine Sehnsucht lebt in mir.
Nur ein Gedanke in dem Herzen,
Ein ewger Drang, der Drang zu Dir.

Wobei man den Drang empfindet, das Buch langsam aber endgültig zu schließen.

Anekdoten um Hans v. Weber.

Von To Hanns Köster.

Der bekannte Bibliophile Hans v. Weber besaß eine prächtige Bücherei, die er jahrelang durch einen Menschen verwalten ließ, der höchst selten oder vielleicht überhaupt niemals ein Buch las. Auch sonst schien er von einer traffen Dummheit.

Erstaunt befragt, warum er gerade diesen Mann angestellt habe, erwiderte Hans v. Weber: „Meine Bibliothek ist mein Serail — ich siehe vor, es von einem Eunuchen bewachen zu lassen."

Hans v. Weber beklagte sich eines Tages über die zeitgenössischen Schriftsteller: „Was soll man mit ihnen machen?" sagte er. „Sie nehmen meine Versprechen für Höflichkeit und meine Höflichkeiten für Versprechen."

Wenn Hans v. Weber mit Frauen zusammentraf, beachtete er nur ihre Füße. Eines Tages wurde ihm auf

einem Presseball in München eine Dame vorgestellt, die sofort sein starkes Interesse erweckte.

Er sah auf ihre sehr eleganten Schuhe von kostbarem dünnem Leder und sagte: „Schade — schon wieder ein verlorener Bucheinband."

Eines Tages bekam Hans v. Weber ein Schreiben eines Bekannten, der vor vielen Jahren nach Rußland ausgewandert war. Dieses Schreiben enthielt ein Angebot einer bibliophilen Sammlung im Werte von 150 000 Rubeln, die in Rußland großes Aufsehen erregte. Die Sammlung sollte geschlossen oder in Einzelstücken verkauft werden.

Hans v. Weber wollte sich erst von der Echtheit der kostspieligen Wiegendrucke überzeugen und ließ sich einige Stücke zur näheren Prüfung kommen. Auf den ersten Blick erkannte er die ziemlich ungeheuer ausgeführten Fälschungen. Schon wollte er die Sachen mit einigen höflichen Worten zurückschicken, als er eine Denkschrift erhielt: „Angebot hinfällig. Das Kultusministerium Rußlands hat die Sammlung geschlossen für 200 000 Rubel gekauft."

Welt u. Wissen

Ein zweites Palminiden? (Die Bernsteinfunde an der Usedomküste.) Uns wird aus Bausin geschrieben: Die Nachricht, daß an der Steilküste bei Stubbenfelde auf der Insel Usedom durch Zufall Bernstein in größerer Menge gefunden wurde, kann den nicht überraschen, der schon an den verschiedensten Stellen des breiten Usedomstrandes gebuddelt hat. Nicht nur an der „Blauen Ede" bei Stubbenfelde, also zwischen Roserow und Bausin, sondern fast überall an dieser Küste kann man Bernstein finden und nicht nur hier, sondern entlang fast der ganzen pommerschen Küste, von Hela bis zum Strelasund, desgleichen an der Ostküste der Insel Rügen, so weit dort nicht Kreide oder Geröll jede Budelei unmöglich macht. Hiddensee wurde früher auch als „die Bernstein-Insel" bezeichnet, ein Zeichen für die zahlreichen dortigen Bernsteinfunde. An der Usedomküste ist es besonders der Westabschnitt, etwa von Bausin bis zum Beene-münder Hafen hinauf, wo Bernstein reichlich in den Sand eingelagert ist. Aber nicht nur am Strande selber, sondern auch landeinwärts wird bei Bodenbewegungen Bernsteinutage gefördert. Es ist erwiesen, daß so ziemlich der ganze pommersche Landstreifen längs der Ostsee auf Kreide lagert, einschließlich der Inseln Usedom, Völsin und Rügen, auch dort, wo auf dieser letzteren die Kreide nichtutage tritt. Über der Kreide lagern mächtige Tonsschichten, die hier und da von der Kreide durchbrochen werden, an manchen Stellen auch von rotem, eisenhaltigem Sandstein mit Resten von Schwefelfies. Obenauf lagert dann der von der Ostsee im Wandel unberechenbar langer Zeitperioden angehäufte Sand. Er ist fast überall, auch weit landeinwärts, mit Muscheln vermischt, ebenso weist er Bernstein auf. Daher die gelegentlichen Bernsteinfunde selbst meistens weit landeinwärts, wobei noch bemerkt sei, daß fast in der ganzen norddeutschen Tiefebene, bis an die Sudeten und die mitteldeutschen Gebirge heran Bernstein gefunden wird, wenn auch nur vereinzelt. Alles dies beweist, daß die heutigen Küstenlinien relativ jung sind. Die Ostsee hat auch nach dem Abzug des großen Eisschmelzwassers zweifellos viel weiter nach Süden gereicht als jetzt; die Inseln Usedom und Völsin sind in ihrer heutigen Struktur ebenfalls relativ jung. Wenn es in den bisher veröffentlichten Meldungen heißt, daß man mit der Möglichkeit einer industriellen Ausbeutung des Bernsteinvorkommens an der „Blauen Ede" rechne, so ist dies jedenfalls eine stark optimistische Auffassung. Alle bisherigen Erfahrungen sprechen dagegen. Etwa an derselben Stelle wurde um 1850 herum jahrelang systematisch nach Bernstein gegraben, und zwar durch zwei Unternehmer, die hier ein zweites Palminiden entstehen lassen wollten; sie mußten den Versuch schließlich als unlohnend aufgeben. Auch im äußersten Nordosten der Insel Usedom, nicht weit vom Naturschutzgebiet Beene-münder Hafen, wurde vor einer Reihe von Jahrzehnten der gleiche Versuch unternommen. Der Bernstein, der an der Usedomküste gefunden wird, tritt meist in winzigen Stücken auf. Stücke von Bohnengröße sind schon seltener, noch größere Stücke Glasfäße. Bei Strömung gegen die Küste veranlaßt sich die Jugend in den Seebädern damit, ein Stück in die See hineinzuwerfen und systematisch Bernstein mit kleinen Netzen, ähnlich den Schmetterlingsnetzen, zu fischen; hierbei werden bisweilen größere Stücke gefunden, ebenso regelmäßig im Sande des Strandes nach stärkeren Fluttagen. An die Bernsteinfunde längs der Usedomküste erinnert auch Reinholds einst vielgelesener Usedom-Roman „Die Bernsteinhexe".

R. R.